

MIT DEM FAHRRAD IN DIE VERGANGENHEIT

MAKOMBE

„Die Makombe haben dir die Hände abgehackt. Und dann musstest du vor deren Haus wie ein Hund bel-len!“ Verstöße gegen die Gesetze der Makombe wurden so geahndet. Wo sie mit ihren Azagaias, langen Speeren mit einer Spitze aus Eisen, auftauchten, verbreiteten sie Angst und Schrecken. Krieg war ihr Handwerk und wenn sie ihren Zaubertrank getrunken hatten, waren sie unverwundbar. Sie waren die Herren in Zentralmosambik, bevor die Portugiesen am Anfang des letzten Jahrhunderts Mosambik endgültig kolonialisierten. Zu Beginn meiner Reise habe ich noch keine Ahnung von den „Makombe“, aber je weiter ich fahre, desto mehr werden sie meine Reiseroute bestimmen.

Von Gerald Henzinger (Text und Fotos)

Meine Radreise führt ins Landesinnere von Zentralmosambik. Ausgehend von der Küste werde ich für drei Wochen unterwegs sein. Für diese Reise habe ich eine „versteckte Agenda“. Ich möchte etwas über die Vergangenheit Mosambiks erfahren, Geschichten hören, die nicht niedergeschrieben wurden, die in den Köpfen der Menschen leben. Ich hoffe, dass mir die Alten Mosambiks etwas von ganz früher erzählen werden. Von der Zentralmosambikanischen Stadt Beira breche ich in Richtung Sambesi auf, nicht ohne ein paar Brocken in der Lokalsprache „ChiSena“ gelernt zu haben.

Diese Reise hat zwei Aspekte. Einen zweifellos sportlichen, denn ich werde mit dem Rad fahren, und den historischen Aspekt. Ich will Legenden und Geschichten hören. Am besten aus der Zeit vor der systematischen Kolonialisierung durch die Portugiesen. Mit diesem Hintergedanken fahre ich von der Hafenstadt Beira in Richtung des Sambesi-Flusses los. Der Start ist Beira, weil ich dort wohne und die Streckenauswahl ist von Geschichten der Menschen abhängig. „Muzungu, du hast Courage“, sagt der drahtige Kohletransporter mit 100 kg Fracht zu mir und zieht lässig an mir vorbei. Er wird heute doppelt soweit fahren wie ich. Und ich habe Courage? „Muzungu“ werden die weißen Europäer genannt. Ich höre dieses Wort noch sehr oft auf dieser Reise. Mein erbärmlicher Trainingszustand wird mir bewusst, als mich später eine dreiköpfige Familie auf einem Rad überholt. Bei der nächsten Sandbank hole ich sie wieder ein. Sie werden ihre Verwandten in der kleinen Stadt „Savane“ besuchen. Ich zolle ihnen Respekt, denn bis Savane sind es rund 60 Kilometer auf übler Straße. Zehn Kilometer später ist für mich Schluss. Dort ist das kleine Dorf „Milha 26“, wo ich eine Nacht bleibe. Kinder umringen mein Zelt. Ich mache mich auf, um jemanden zu finden, der mir aus der Vergangenheit erzählen kann. Und tatsächlich wollen eine alte Dame und ein alter Herr mit mir sprechen. Einen Übersetzer treibt die Dorfgemeinschaft auf und ich höre zu. Die Da-

me erzählt vom „Chibalo“, der systematische Zwangsarbeit der Portugiesen. Wenn ein Kolonialherr ArbeiterInnen benötigte, forderte er diese beim Administrator an. Der sandte dann die Supaios (mosambikanische Polizisten im Dienste der Portugiesen) aus und forderte von den Regulos (traditionelle Anführer eines Dorfes) die Arbeitskräfte ein. Oft mit Gewalt. Der brutale portugiesische Administrator in Inhaminga, der die MosambikanerInnen wie Tiere behandelte, ist den beiden besonders in Erinnerung geblieben. Ich frage mich, wie die alten MosambikanerInnen uns Weiße jetzt sehen?

LIEBLINGSFARBE DER TSETSE

Die Monotonie des Radfahrens unterstützt den Reflexionsprozess auf das Gehörte. Nur die tiefen Sandbänke und die zahllosen Tsetse-Fliegen unterbrechen mich dabei. Erst später erfahre ich, dass die Tsetse-Fliegen auf blaue Dinge gehen, die in Bewegung sind. Mein Rad ist blau, meine Packtaschen auch. Ich erschlage heute viele von diesen Biestern. Vor und hinter mir queren Affen die Piste und lassen mich in Ruhe. Diesen Rhythmus werde ich die nächste 100 Kilometer bis Inhaminga beibehalten. Dort angekommen mache ich mich wieder auf die Suche nach Legenden und Geschichten von früher. Und ich werde fündig. Senhor Espanhol soll ein gebildeter Mann sein, der in der Mission als Fahrer gearbeitet hat und viel weiß. Ich suche ihn und verlaufe mich zwischen den großzügig angelegten kolonialen Ruinen Inhamingas. Zwei Jungen haben Mitleid mit mir. Sie wissen, wo Senhor Espanhol wohnt und führen mich durch ein Labyrinth aus Lehmhütten, Mangobäumen, Blechzäunen und ein paar kleinen Holzbrücken zu ihm. Ich habe Glück, er ist zuhause und will sich gerne mit mir unterhalten. Seit seiner Kindheit lebt Senhor Espanhol hier in Inhaminga. Sein Alter weiß er, so wie die meisten hier, nicht. Aber von dem furchtbaren portugiesischen Administrator von Inhaminga, von dem ich in „Milha 26“ gehört habe, schon.

Die Bevölkerung kannte ihn nur als „Campiripiri“. Das scharfe Gewürz „PiriPiri“ kam seinem Gemüt wohl am nächsten. Ich will wissen, was noch früher war. Was erzählte ihm sein Großvater über seine eigene Kindheit? Da erwähnt Senhor Espanhol die „Makombe“. „Die kamen nicht bis Inhaminga, aber fast!“. Mehr wisse er auch nicht. Ich muss weiter ins Landesinnere fahren, dort können mir die Leute mehr sagen, meint er.

Zwei Tage bleibe ich noch in Inhaminga und erfahre mehr über diese Stadt. Sie war Epizentrum von zwei Kriegen, Schauplatz eines Massakers, verübt von der portugiesischen Geheimpolizei PIDE. Ein Massengrab außerhalb der Stadt erinnert an dieses Verbrechen. Senhor Espanhols Brüder liegen auch dort. Unvorstellbares muss sich hier in Inhaminga abgespielt haben. Senhor Espanhol spricht nur wenig darüber.

MEINE MECKERNDE BEGLEITUNG

„Makombe“: Das klingt vielversprechend. Sie sind scheinbar etwas Protokoloniales, eine durch und durch mosambikanische Erscheinung. Ich folge Senhor Espanhols Rat und fahre weiter ins Landesinnere, wo angeblich mehr über diesen Stamm oder was die „Makombe“ immer waren zu erfahren sei. Zuerst muss ich an den RENAMO Basen vorbei, die sich in der Umgebung von Inhaminga befinden sollen. „Die werden den Muzungu mitnehmen!“, prophezeien mir die Leute. Trotzdem mache ich mich auf den Weg. Statt der RENAMO begleitet mich nur eine meckernde Ziege ein Stück weit. Sie hat allen Grund dazu, ist sie doch mit Gummiseilen auf einem Gepäckträger eines Rades fixiert. Der Besitzer des Tieres erstand sie gerade für 500 Meticais (ca. 20 Euro) und muss sie in sein zehn Kilometer entferntes Dorf bringen. Als das Meckern zu einem Schreien wird, darf sich die Ziege auf die Lenkstange setzen. Irgendwie dürfte das komfortabler sein. Sie beschwert sich weniger. In „Muzungunguni“,



Diese Familie überholt mich. Bei der nächsten Sandbank hole ich sie wieder ein.



Muzunguni: Nach langem Meckern nimmt diese Ziege vorne Platz

dem Dorf des Ziegenbesitzers mache ich halt. Meiner Bitte hier zwischen den Lehmhütten mit meinem Zelt nächtigen zu dürfen, wird stattgegeben. Kinder umringen mein „Kunhumba“, mein Haus, wollen wissen, wie es sich anfühlt. Sie fassen es an und amüsieren sich. Ich kann die Dorfälteste überreden, mir ein bisschen was zu erzählen. Die „Makombe“ kennt sie nicht. Nur dass sie hin und wieder hierher kamen, ein Kind töteten und dessen Haut auf eine Trommel spannten. Aber wenn ich mehr erfahren will, muss ich weiter ins Landesinnere fahren. Die alte Dame deutet mit ihrer zittrigen Hand auf etwas zwischen dem Sambesi und dem mächtigen Berg Gorongosa. Dort müsse ich suchen. Eine Nacht bleibe ich in dem Dorf und lerne, wie aus Batterien, Bambus und Gummi eine Telefonladestation wird, wie hier Schnaps konsumiert wird und esse das beste „pierna fina“, eine Gazelle oder ähnliches mit vorzüglichem Maisbrei.

Am nächsten Morgen verteile ich als Dankeschön meinen dafür vorgesehenen Schatz, eine Menge Kugelschreiber und Hefte für die Kinder. Der Dorfchef ist sichtlich enttäuscht, dass ich kein Geld rausricke. Heute führt mich mein Weg ein paar dutzend Kilometer weiter bis in die Kleinstadt Maringwe, wo der chilenische Missionar Padre Roberto bereits auf mich wartet. „Haben dich die Löwen nicht erwischt?“ fragt er. Noch finde ich ihn witzig. Als ich später vom Plumpsklo zurückkomme, meint er: „Hat dich die Schlange im Klo nicht gebissen?“. So humorvoll kann nur jemand sein, der hin und wieder Skorpione in seinem Bett findet. Maringwe ist, wie schon Inhaminga, ein geschundener Ort. Hier tobte sich ebenfalls die PIDE aus und der RENAMO Krieg wütete in dieser Stadt mehr, als sonst wo in Mosambik. Noch immer gibt es geheime RENAMO Basen ein paar Kilometer außerhalb von Maringwe. Frau Senza Suspensa,

zwischen siebzig und achtzig Jahre alt, erzählt mir, wie sie von den weißen Kolonialisten und ihren Handlangern, den Supaios, behandelt wurde. „Chambucear“ war eine der gefürchtetsten Strafe, die es bei kleinsten Vergehen setzte. Der „Chambuco“ ist ein zu groß geratener Kochlöffel mit Löchern. Mit dem wurde auf die Handfläche des zu Bestrafenden geschlagen, bis er oder sie blutete. Oder wie die PIDE Leute willkürlich verhaftete und verschwinden ließ. Auch hier gibt es Massengräber, die der portugiesische Geheimdienst zu verantworten hat. Ob sie etwas über die Makombe wisse, frage ich sie. Ja, die Makombe kamen bis hierher, verlangten ein Menschenopfer, meist ein Kind. Das Blut des Opfers wird auf eine Batuke, die traditionelle Trommel, geleert und anschließend gespielt. Warum sie ein so grausames Opfer einforderten, konnte sich Frau Senza selbst nicht erklären. So blutrünstig die Legenden auch sein mögen, je weiter ich ins Land hineinfahre, desto mehr Spuren zu den Makombe finde ich. Und Frau Senza Senza gibt mir einen Rat: „Du musst weiter ins Land hinein fahren!“.

Padre Roberto kennt hier viele Leute. Er spricht fließend „ChiSena“, dafür kein Portugiesisch. Wenn es sein muss, adaptiert er seine Muttersprache Spanisch auf „Portanhol“. Bis jetzt kommt er damit durch. Die Messe am Sonntag wird von Padre Roberto mit einem Hammer und einer an einem Baum aufgehängten Stoßstange eines Toyota Landcruiser eingeläutet. Es kommen etwa 60 Leute in die kleine Kirche und die Messe wird mit rhythmischer Trommelmusik begleitet. Ich werde vorgestellt und soll ein paar Sätze sprechen. Ich sage „Tacherwa“. Das heißt ungefähr soviel wie „Guten Tag“. Nach dem Gelächter in der Menge zu schließen, dürfte meine Aussprache in „ChiSena“ noch verbesserungswürdig sein. „Dieser Muzungu spricht ChiSena!“. So werde ich trotz meines Akzents

in der Gemeinde von Padre Roberto aufgenommen. Nach der Messe am Sonntag lerne ich Pai Buleza kennen. Er ist noch nicht alt, aber sein dünner Körper wirkt gebrochen. Er zittert überall. Zwei Stunden wird er mit mir reden. Ich habe das Gefühl, dass es ihm wirklich wichtig ist. Über die Makombe erfahre ich von ihm nichts, dazu ist Pai Buleza noch zu jung. Aber er wurde bereits als Kind bei der RENAMO rekrutiert und stieg zum politischen Kommissar auf. Er musste den Soldaten erklären, warum sie eigentlich mordend und brandschatzend durch die Lande zogen. Ein paar Tage nach meiner Abreise gibt es in Maringwe Unruhen. Die Jugendorganisation der FRELIMO zieht durch die Straßen. Sie kennen die Häuser der RENAMO Mitglieder und stecken einige in Brand. Pai Bulezas Hütte war auch dabei.

DIE SUCHE GEHT WEITER

Die Makombe holen mich wieder ein. Padre Roberto schickt mich nach Nhangombe, ein Dorf mitten im Busch mit 40 Einwohnern. Der Chef von Nhangombe soll ein Nachfahre der Makombe sein. Der Name klingt sogar ähnlich. Insgesamt sind es 60 Kilometer, wobei die letzten zehn durch den Busch auf einem Trampelpfad führen. Nhangombe ist selbst für rurale Verhältnisse in Zentralmosambik sehr abgechieden. Meine Ankunft wird nicht erwartet. Ich erwähne Padre Roberto und schon bin ich herzlich eingeladen. Die mosambikanische Gastfreundschaft erfordert, seinem Gast eine warme Dusche anzubieten. Und so dusche ich, gehe aber sparsam mit dem Wasser um. Das Wasser, welches ich mit einem grellgrünen Plastikbecher aus einem Kübel schöpfe und mir übergieße, wurde vorhin auf den Köpfen der Frauen Nhangombes in den typischen gelben 25 Liter Kanistern kilometerweit herbeigeschafft.

Es sind auch die fünf Frauen vom Dorfchef Domingos, die das Essen zubereiten und sich um die Kinder kümmern. Drei davon hat er von seinem verstorbenen Bruder übernommen und gleich ein paar Kinder mit ihnen gezeugt. Worum der Bruder gestorben ist, will mir niemand so recht sagen. Während Domingos Frauen mit den großen Mörsern Mais stampfen und ein Fest vorbereiten, erzählt er mir von den Grausamkeiten der Makombe und den portugiesischen Kolonialisten. Er musste „Chibalo“ leisten. Domingos erzählt, wie er mit einer Schlinge um den Hals abgeführt wurde. Wenn zum Beispiel jemand seine Hüttensteuer nicht bezahlen konnte, wurde er für sechs Monate eingezogen und musste auf den Sisal- oder Baumwollfeldern arbeiten. Der Lohn waren 150 Escudos und eine Wollecke, oft zu wenig, um seine Familie zu erhalten. Die Makombe, so

sagt er, solle ich weiter im Landesinneren suchen. Die kamen laut ihm aus Simbabwe. Meine Reise wird also weitergehen, weiter ins Landesinnere, in Richtung Grenze zu Simbabwe.

EIN FEST FÜR DEN VATER

Das Fest ist nun vorbereitet. Der Geist von Domingos Vater wird heute aus dem Busch kommen und im Dorf zugegen sein. Zuerst wird das Festmahl verzehrt. Es gibt Hühnchen mit Maisbrei. Die Männer auf der einen Seite, die Frauen und Kinder auf der anderen. Danach wird Surma, Palmwein, getrunken. Die Stimmung hebt sich. Die Frauen beginnen sich auf dem Dorfplatz im Kreis aufzustellen, zu singen und zu klatschen. In der Mitte des Kreises tanzt abwechselnd eine Dame nach der anderen. Dass manche dabei ein schlafendes Baby auf dem Rücken haben, stört niemanden. Im Mondschein werden die Einwohner von Nhangombe noch bis zum nächsten Morgen feiern.

Am nächsten Tag, nach dem Frühstück mit Huhn, gegrillt auf einem Fahrradgepäckträger, und Maisbrei, teile ich wieder meine Schätze aus, Kugelschreiber und Hefte, bedanke mich und fahre weiter, den Makombe entgegen.

Die Stadt Makossa liegt ca. 60 Kilometer westlich von Maringwe. Das wird meine schwerste Tagesetappe dieser Reise. Waren bisher Sandbänke und Wellblechpisten das größte Problem, so sind es ab jetzt die steilen Anstiege. Mosambiks Hinterland ist bergig und scheinbar haben sich die Makombe dort verschanzt. Kurz vor Makossa werde ich überschwänglich von zwei vollkommen betrunkenen Damen begrüßt. Dank der Sprachbarriere, die Damen können ausschließlich ihre Lokalsprache „ChiBarue“, kann ich ihnen entkommen und suche den Regulo von Makossa. Ich habe gehört, dass er viel weiß. Die Polizei ist mir dabei behilflich, setzt ein Schriftstück auf, das mich zum Vorsprechen beim Regulo berechtigt und begleitet mich zu ihm. Dort sind wieder alle außer dem Regulo betrunken. Der ruft das ganze Dorf in eine große, offene Hütte zusammen. Es beginnt ein Begrüßungsritual, wo alle zuerst mit der hohlen Hand klatschen. Dann werde ich vom Regulo gefragt, woher ich komme und was ich will. Ich erkläre ihm mein Begehren und der Übersetzer erklärt es dem Regulo. Dann stellt er sich vor. Er sei Regulo „Nhamawata“ und sehr gerne will er morgen früh mit mir über die Makombe sprechen. Später frage ich den Übersetzer, warum hier alle soviel trinken: „Wir haben keine Arbeit.“ ist die Antwort.

HOHE BEKANNTSCHAFT

Ich bekomme allerdings mit, dass der Regulo ein bisschen Englisch kann. Das hat er in Rhodesi-

en, dem heutigen Simbabwe, gelernt, wo er in jungen Jahren für die englischen Kolonialherren gearbeitet hat. Die waren seiner Meinung nach nicht so schlimm wie die Portugiesen. Dort lernte er auch die dunkle Seite des Tribalismus kennen. Aufgrund seiner Herkunft war er Opfer einer Messerattacke, überlebte und kehrte nach Mosambik zurück. Stolz erzählt er mir, er hätte damals die „Gwinni“ gesehen. Dass er die „Queen“ meint, dämmert mir erst später.

Am nächsten Tag löst er sein Versprechen ein. Er und zwei weitere Damen erzählen mir von den Makombe. Es sind die gleichen Geschichten von Blut und Menschenopfer. Und dass sie sich niemals einer anderen Macht ergeben würden. Der Legende nach kämpften sie gegen die Portugiesen und verloren diese Schlacht. Daraufhin öffnete sich ein Stein und die Makombe sprangen hinein. Der Stein schloss sich und wird sich erst wieder öffnen, wenn die Makombe frei sein können. „Die Makombe kommen aus Catandica,“ sagt der Regulo. Ich bedanke mich, teile meine Geschenke aus und breche nach Catandica auf.

Weit komme ich heute nicht. Die Straße ist einfach zu schlecht und die TseTsefliegen attackieren mich in Höchstform. Ich fahre nach Makossa zurück und nehme auf der Ladefläche eines Transporters Platz. Der „Cobrador“ ist in seiner Funktion mit einem Schaffner vergleichbar. Er organisiert die Passagiere, repariert das Vehikel und kassiert die 40 Meticais (ca. 1,5 Euro) für die 80 Kilometer lange Strecke von jedem Fahrgast. Wer so reist, muss mit Überraschungen rechnen. Für heute wird ein kleines Leck im Dieseltank dafür sorgen. Aber die MosambikanerInnen sind vorbereitet für Überraschungen. Als der Diesel schneller als vorhergesehen aus ist, schnappt sich der „Cobrador“ das Rad eines anderen Passagiers, radelt in das nächste Dorf, wo ihm irgendjemand Diesel verkauft. Den füllt er in den lecken Tank und erteilt dem Fahrer mit einer schwungvollen Geste das Kommando zur Weiterfahrt. Zwei Mal wird sich diese Szene bis Catandica wiederholen.

AN DER GRENZE ZU SIMBABWE

Catandica liegt beinahe an der Grenze zu Simbabwe. Fast 2 000 Meter hohe Berge umringen die Stadt. Der Region wird touristisches Potenzial zugesprochen, das ausgebaut werden soll. Der Präsident Mosambiks, Herr Guebuza, hat das per Dekret so verfügt. Meinem Augenschein nach dürfte dieses Unterfangen noch im Planungsstadium sein. Ich suche die Mission von Catandica und habe Glück. Die Oberschwester der Mission ist eine Bekannte aus Beira und gerne will sie mir bei der Suche nach den Makombe helfen. Sie führt mich zu einer alten Dame, die etwas darüber wissen könnte. Und tatsächlich erfahre ich, wie der Zaubertrank zubereitet wurde, der

die Kugeln der Portugiesen abprallen ließ, oder wie die Makombe nach dem Kampf mit den Portugiesen im Maul eines Nilpferds verschwanden.

Am nächsten Tag verabschiede ich mich von den Schwestern und mache mich auf zur letzten Etappe mit 150 Kilometern. Ich möchte heute bis in die Stadt Chimoio kommen. Die Suche nach den Makombe ist nun vorbei. Den Erzählungen nach waren sie blutrünstig, grausam, wurden bewundert und gehasst. Sie ließen sich nicht unterwerfen. Eher verschwanden sie in einem Stein oder in dem weit aufgerissenen Maul eines Nilpferdes im Sambesi. Die Portugiesen hatten Angst vor den Makombe. Für sie war „Makombe“ ein Schimpfwort, mit dem sie aufmüpfige Mosambikaner bedachten. Unter den MosambikanerInnen verwendet man Makombe als Ausdruck von Bewunderung. So lebt ihre Legende weiter. Als ich in Chimoio ankomme, habe ich ca. 1 000 Kilometer auf dem Tacho und 27 Menschen befragt. Sie haben mir nicht nur die Makombe näher gebracht, sondern Mosambiks Geschichte aus einer anderen Perspektive.

MEHR ÜBER DIE MAKOMBE

Nach dieser Reise ließ ich meinen Touristen im Kopf in den Geschichtsbüchern schweifen und fand etwas Information über die Makombe. Die Makombe waren die militärische Führungsschicht im Königreich Barue, einer Region zwischen Tete und Chimoio. Der bedeutendste König war Makombe Chipapata, der sich gegen den Warlord Manuel António de Sousa, auch „Gouveia“ genannt, wehren musste. Gouveia stürzte Makombe Chipapata im Jahre 1870 und setzte sich selbst als König ein. Das heutige Catandica wurde von Gouveia gegründet und „Vila Gouveia“ genannt. Gouveia, sagt man, war halb Inder, halb Mosambikaner. Wahrscheinlich hatte er auch portugiesische Vorfahren. Gouveia selbst fand den Tod in einer Schlacht in den Bergen und das Königtum Barue war zwar wieder frei, aber der Krieg ging weiter. In der Tat war diese Gegend Ursprung von Widerstand gegen die Portugiesen, wie die große Revolte im Jahre 1917. Bis in die Dreißigerjahre des letzten Jahrhunderts dauerte die endgültige Befriedung. Neben den Portugiesen bissen sich auch die Ngonis ihre Zähne an den BewohnerInnen von Barue aus.

Gerald Henzinger ist Fotograf und lebte von 2008 bis 2011 in der zentralmosambikanischen Stadt Beira. Er war an der Universidade Católica de Moçambique am dortigen Fernlerninstitut für die Einführung von digitalen Medien verantwortlich. Einige seiner fotografischen Eindrücke sind unter www.enlumen.net einzusehen.